

Alberto Manguel
Fabelhafte Wesen

*Dracula, Alice, Superman
und andere literarische Freunde*

Aus dem Englischen von
Achim Stanislawski

Mit Zeichnungen des Autors



Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2019 bei Yale University Press,
New Haven und London, unter dem Titel »Fabulous Monsters«

Copyright © 2019 by Alberto Manguel
c/o Schavelzon Graham Agencia Literaria, S.L.
www.schavelzongraham.com

Covermotiv: Zeichnungen von Alberto Manguel
Copyright © Alberto Manguel

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

*Für die Prinzessinnen liebende Amelia
und für Olivia, die Drachen bevorzugt.*



Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2022

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

100 / 22 / 44 / 1

ISBN 978 3 257 07211 2

Inhalt

Vorwort	7
Monsieur Bovary	25
Rotkäppchen	29
Dracula	35
Alice	39
Faust	47
Gertrud	50
Superman	55
Don Juan	62
Lilith	65
Der wandernde Jude	70
Dornröschen	75
Phoebe	80
Hsing-chen	85
Jim	91
Die Chimäre	100
Robinson Crusoe	106
Queequeg	113
Tyrann Banderas	118
Cide Hamete Benengeli	125
Hiob	134
Quasimodo	139

Casaubon	145
Satan	153
Der Hippogreif	159
Kapitän Nemo	164
Frankensteins Monster	171
Sandmönch	177
Jona	183
Dona Emilia	199
Wendigo	203
Heidis Großvater	207
Die kluge Else	212
John Silver	216
Karagöz und Hacivat	222
Émile	227
Sindbad	233
Wakefield	237
Quellennachweis	243
Danksagung	254

Superman

Meine erste Begegnung mit Superman fand 1960 statt, als ich zwölf war. Meine Kinderfrau hatte mich für einen sechsmonatigen Aufenthalt nach Baltimore mitgenommen. Dort entdeckte ich viele Wunder: fast nur aus Luft bestehende Sandwiches, stabile braune Papiertüten, aus denen sich wunderbar Halloweenmasken basteln ließen, die erotisch aufgeladenen Taschenbücher im hintersten Regal des Drugstores um die Ecke, den grell verpackten Bazooka Bubble Gum, *Boris Karloff Presents* im Nachtprogramm und den Baltimore Stock Exchange, zu dem mich der Schwager



meiner Nanny eines denkwürdigen Morgens mitnahm. Das größte Wunder aller amerikanischen Wunder war jedoch die Entdeckung der Comicbuchhelden. Batman und sein geliebter Sidekick Robin, Little Lulu und Fat Tubby, die gruseligen Wissenschaftler aus der Serie *Geschichten aus der Gruft* und die mit Gauchostiefeln und goldenem Lasso ausgestattete Wonder Woman. Und dann war da noch der am 18. April 1938 von Jerry Siegel und Joe Shuster ins Leben gerufene Comic-Held Superman, der Mann aus Stahl, seine große Liebe Lois Lane, dazu sein Freund Jimmy Olsen und der Erzfeind Lex Luthor.

In Argentinien kannte man damals nur die aus Mexiko importierten spanischen Übersetzungen dieser Comics, die unter dem Sammelbegriff *Revistas Mexicanas* publiziert wurden. Weil sie den Argentinern so fremd erschienen, stellten sie keine wirkliche Konkurrenz zu unseren heimischen Helden dar wie Patorozú, dem übermenschlich starken Indio, und dem Zeitreisenden El Eternauta, der aus der Zukunft nach Buenos Aires gekommen war. Für einige wenige aber hatten sie die faszinierende Aura bunter, exotischer Botschafter aus dem mysteriösen Norden.

Ich fühlte sofort eine tiefe Verbundenheit mit Superman. Nicht wegen seiner Superkräfte, es war das Gefühl der erzwungenen Isolation und des Ausgeschlossenseins, welches uns einte. Von seinen Eltern in den Weltraum hinausgeschossen, um der Zerstörung seines Heimatplaneten zu entgehen, aufgezogen von wackeren Bauern, dann gezwungen, ein Doppelleben zu führen (nach außen der schüchterne Zeitungsreporter Clark Kent und insgeheim ein Superheld) – hier fand ich als nicht gerade sehr selbstbewusster Heranwachsender

und Bücherwurm – eine Leidenschaft, für die ich mich vage schämte – einen Verwandten im Geiste.

Seit Anbeginn der Zeit träumen wir von übermenschlichen Kräften. Enkidu, der Tiermensch und treue Freund von Gilgamesch, ist so stark, dass er den Himmelsstier der Ischar besiegt. Herkules erledigt zwölf scheinbar unlösbare Aufgaben, Nimrod, Noahs Urenkel und »ein tüchtiger Jäger vor dem Herrn« (Genesis, 10.10) ließ in Babel jenen Turm mit der Spitze bis in den Himmel erbauen. Der geblendete Simson muss in Gaza wie ein Sklave die Mühle drehen, erhält aber seine Kraft durch göttliche Intervention zurück, damit er die Säulen des Tempels von Dagon zum Einsturz bringen kann, wobei er seine Feinde mit in den Tod reißt. Das ist der wohl erste Selbstmordanschlag der Geschichte. Ja, der Bogen lässt sich bis zu Paul Bunyan schlagen, dem riesenhaften Holzfäller, der mit Babe, seinem blauen Ochsen, den Mittleren Westen durchstreifte. Er soll über sieben Fuß groß gewesen sein und hatte eine sagenhafte Schrittlänge von fast drei Metern.

George Bernard Shaws Komödie *Mensch und Übermensch* handelt zu Beginn des 20. Jahrhunderts von dem Frauenhelden und Revolutionär Tanner. »Wir müssen entweder politische Fähigkeiten züchten«, schrieb Shaw in einem Brief an seinen Freund Arthur B. Walkley über das Stück, »oder durch die Demokratie zugrunde gehen, die uns durch das Versagen der älteren Alternativen aufgezwängt worden ist. Aber wenn der Despotismus versagt hat, nur weil es keinen fähigen gültigen Despoten gab, was für eine Chance hat dann die Demokratie, die eine ganze Bevölkerung von fähigen Wählern braucht?« Shaws Freund und literarischer Erzfeind Chesterton zeichnete in *How I found the Superman* ein ganz ande-

res Bild, indem er dem Übermenschen eine übernatürliche Fragilität verlieh. Als Chesterton die wundersame Kreatur bestaunen will, fragt er zuvor die Eltern, ob das Wesen denn schön sei. »Er schafft seine eigenen Standards«, antworten sie ihm. »Diesen zufolge ist er mehr als ein Apollo. Von unserem gemeinen Standpunkt aus hingegen ...« – »Hat er denn Haare?«, fragt Chesterton. – »Für ihn gelten andere Regeln«, antworten sie. »Was er hat, sind nicht ... nun nicht, was man Haare nennen ... aber ...« – »Ja was hat er denn dann?«, fragt Chesterton nun völlig irritiert. »Wenn es keine Haare sind. Sind es etwa Federn?« – »Nicht Federn, wie wir das Wort verstehen.« Unfähig, seine Neugier länger in Zaum zu halten, reißt Chesterton die Tür auf, die in das Zimmer dieser unbeschreibbaren Kreatur führt. Aus dem Dunkeln antwortet ihm ein letztes, trauriges Japsen. »Du hast es geschafft«, schreien die Eltern ihn an, »du hast einen Luftzug hineingelassen, und nun ist er tot.«

Chesterton schilderte seinen Übermenschen als einen durch und durch hinfälligen Schwächling. Andere Supermänner haben ebenfalls ihre Schwachstellen, wodurch ihre übermenschlichen Kräfte aber in den Augen ihrer Bewunderer nur umso bemerkenswerter erscheinen. Simson darf, will er seine Kraft behalten, nie eine Schere an seine Haare lassen, Achilles muss seine sprichwörtliche Ferse schützen. Herkules erliegt dem vergifteten Hemd des Nessus. Superman ist durch Kryptonit verwundbar, ein Gestein, das bei der Explosion seines Heimatplaneten ins Weltall hinausgeschleudert wurde. Dieses als rote, grüne oder goldene Variante auftretende Kryptonit hat je nach seiner Farbe unterschiedliche negative Effekte. Unter diesen ist das grüne Kryptonit das

schlimmste, denn es beraubt Superman aller Kraft und versetzt ihn in einen Zustand, der einem Zusammenbruch des Immunsystems ähnelt.

Nietzsches Zarathustra preist den Übermensch (oder Superman, wie er in der ungelungen englischen Übersetzung heißt) dafür, sein Wertesystem am Leben auf Erden ausgerichtet zu haben und nicht an einem wie auch immer gearbeteten Himmelreich. Nietzsches Übermensch ist das krasse Gegenteil des idealistischen, liberalen, der Gerechtigkeit verpflichteten Superman der DC Comics. Der Übermensch lehnt den »modernen« Menschen, den »guten« Menschen, den Christen »und andre Nihilisten« ab und propagiert den Willen zur Macht, verkörpert durch ein kräftiges, männliches Individuum. Das Konzept einer Überfrau gibt es bei Nietzsche nicht, die einzige Aufgabe der Frau besteht für ihn darin, den Mann zu gebären, der später zum Übermensch werden soll. In *Ecce Homo* heißt es: »Wem ich ins Ohr flüsterte, er solle sich eher nach einem Cesare Borgia als nach einem Parsifal umsehen, der traute seinen Ohren nicht.« Nietzsches Übermensch ähnelt eher dem Bösewicht Lex Luthor als dem Mann aus Stahl.

Ein paar gewitzte Wissenschaftler der Harvard University haben Supermans übermenschliche Fähigkeiten auf den Prüfstand gestellt. Da ist beispielsweise sein Röntgenblick. Selbst wenn er die Fähigkeit hätte, eine physikalische Reaktion hervorzurufen, durch die seine Augen Röntgenstrahlung abschließen könnten, so müsste die Strahlung erst noch von einer dazu geeigneten Oberfläche zurückgeworfen und wiederum von Fotorezeptoren aufgenommen werden, damit Superman das Bild sehen kann. Ganz zu schweigen von dem

Krebsrisiko, dem sich jedes auf diese Weise durchleuchtete Lebewesen aussetzen würde.

Supermans Unverwundbarkeit wurde ebenfalls widerlegt. Um ihn vor Lassos, Pfeilen und Atombomben zu schützen, haben ihn Siegel und Shuster mit einer dünnen, undurchdringlichen Aura ausgestattet, die ihn und die direkt an seinem Körper anliegende Kleidung umhüllt. Deshalb zerreißt im Kampf zwar mitunter sein Umhang, niemals jedoch der seinen sexy Körper eng umspannende Anzug. Die Forscher der Harvard University haben versucht, die physikalischen Eigenschaften dieser Aura zu erklären, indem sie sie als eine Art nichtnewtonsche Flüssigkeit beschrieben, die nicht dem Gesetz der Viskosität folgt, sondern wie eine Art Eierlikör bald zäher, bald dünnflüssiger wird unter Druckeinwirkung. Um diese Vermutung zu überprüfen, schlugen die Forscher vor, doch einmal am Mann aus Stahl zu lecken, ob er süß schmecke.

In einer Episode der Fernsehserie *The Big Bang Theory* entkräftet der Physiker und Comieliebhaber Sheldon Cooper mit wissenschaftlicher Ratio eine Szene, in der Superman die aus großer Höhe herabstürzende Lois Lane gerade noch rechtzeitig auffängt. »Wenn Lois Lane mit einer Akzelerationsgeschwindigkeit von 32 Fuß pro Sekunde fällt und Superman ihr hinterherfliegt, um sie in seinen Armen aus Stahl aufzufangen, würde Miss Lane auf diese mit einer Geschwindigkeit von circa 120 Meilen pro Stunde aufschlagen und folglich sofort in drei etwa gleich große Teile zerschnitten werden.« Trocken fügt er hinzu: »Wenn er sie wirklich liebt, müsste er sie auf den Bürgersteig aufschlagen lassen. Das wäre ein gnädigerer Tod.«

Und dennoch: Trotz dieser offenkundigen Widersprüche, trotz der Konkurrenz durch jüngere Heldinnen und Helden und obwohl in unserer Welt die Bösewichte sich gar nicht mehr groß verkleiden müssen, um ihre Verbrechen zu begehen, hat Supermans Strahlkraft nicht nachgelassen.

Vor einigen Jahren schrieb die Dichterin Dorianne Laux unter dem Titel »Superman« eine Elegie auf einen an Kryptonitkrebs sterbenden Superman:

Es ist 2010, und die Ärzte in Metropolis geben ihm
noch ein Jahr zu leben. Ein weiteres
Jahr im Paradies, wenn die Pillen wirken, ein weiteres
in der Hölle, wenn sie's nicht tun.
Ein Magazin rutscht ihm vom Schoß. Lois
auf dem Cover der *Fortune*, die Planeten
kreisen hinter ihr, das Sternenlicht glänzt
wie Stahl auf ihrem hochgebürsteten Haar.

Dornröschen

Ihre Geschichte handelt von der Zeit. Von verlorener Zeit, vertagter Zeit, von der Zeit des Wartens, Träumens und auch der Unschuld. Das Ganze geht schon denkbar schlecht los. Zu ihrer Geburt soll sie von zwölf Feen mit guten Wünschen beschenkt werden, doch hat ihr Vater, der König, vergessen, die dreizehnte Fee einzuladen, die das Kind deshalb mit dem Fluch belegt, eines Tages durch den Stich einer vergifteten Spindel zu Tode zu kommen. Weder der König noch die guten Feen können den Fluch bannen. Der Vater lässt alle Spindeln im Schloss entfernen, und die gute Fee versucht,



das Todesurteil in einen hundertjährigen Schlaf abzumildern. Während die Erwachsenen nach allerlei, letztlich nutzlosen Lösungen suchen, wird aus dem Kind eine Frau. Und es kommt, wie es kommen muss. Sie berührt die Spindel und fällt in einen tiefen Schlummer. Mit ihr versinkt das ganze Schloss in Schlaf. So erwartet sie den Kuss der wahren Liebe, der sie eines Tages erwecken wird. Für Dornröschen kommt die Zeit zum Stillstand.

Viele Schriftsteller haben sich eines ähnlichen Kniffs bedient, um in ihren Geschichten die Welt, wie sie einmal war, zu konservieren, leblos und dennoch lebendig, in einem Schloss voller Staub, einem unter Asche begrabenen Pompeji. So ergeht es Rip van Winkle in Washington Irvings Geschichte, so stellt James Hilton in *Der verlorene Horizont* das Kloster von Shangri-La dar. Adolfo Bioy Casares in *El perjurio de la nieve* und Agatha Christie in *Bertrams Hotel* benutzen diesen Kunstgriff ebenso wie Wagner im *Ring des Nibelungen*, wenn er Wotan Brünnhilde in Schlaf versetzen lässt. Auch das in einem todesähnlichen Zustand des drückenden Schlafs gefangene Rumänien unter Ceaușescu und Spanien in den 1960ern sowie die Tea-Party-Bewegung unserer Tage haben sich vielleicht unbewusst von dieser Geschichte inspirieren lassen, in der zwischen Tod und einem nicht enden wollenen Schlummer kaum ein Unterschied mehr besteht.

Dornröschen schläft. Findet der Prinz sie deshalb so attraktiv? Wie sie da liegt, regungslos, still, mit geschlossenen Augen, ausgeliefert und unfähig, sich zu widersetzen? Der junge Pablo Neruda hat in seinen frühen Liebesgedichten diese erotische Männerfantase beschrieben:

Mir gefällt's, wenn du schweigst, als wärst du in der
Ferne.

Du hörst mich dann, als käme mein Wort von weit her
geflossen.

Deine Augen, so scheint es, sind heimlich fortgeflogen
und ein Kuss hat, so scheint es, dir deinen Mund ver-
schlossen.

Edgar Allan Poe war da um einiges direkter. In seinem Es-
say *Die Philosophie der Komposition* schreibt er, dass seiner
Meinung nach der Tod einer schönen Frau »ohne Zweifel
das poetischste Motiv der Welt« sei. Viel stummer kann frau
nicht werden.

Schon am ersten Morgen der Literatur vermischen sich
Schlaf und Traum. Vor mehr als viertausend Jahren beschrieb
der anonyme Dichter des Gilgamesch-Epos den Schlaf als
Bruder des Todes. Diese einerseits grauenerregende, doch
auch beruhigende Vorstellung hat seitdem nichts von ihrer
dunklen Überzeugungskraft eingebüßt. Im Paradies steht ge-
mäß dem heiligen Anselm für die wie schlafenden Toten die
Zeit still. Auf Erden fließt die Zeit zwar weiter, aber Träumer
müssen so lange im Schlaf ausharren, bis ihnen der Moment
des Erwachens beschieden wird. Alfons der Weise erzählt in
den *Siete Partidas* die Geschichte eines Mönchs, der wissen
wollte, ob es im Himmelreich auch eine Zeit geben wird. Ei-
nes Tages hörte jener vor seinem Fenster einen Vogel singen.
Um ihm besser lauschen zu können, ging er hinunter in den
Garten. Da flüsterte eine Stimme in sein Ohr: »Dies ist nicht
mehr als eine Sekunde der himmlischen Ewigkeit.« Beglückt
kehrte der Mönch in seine Zelle zurück – nur um herauszu-

finden, dass seine Klosterbrüder schon lange tot waren und in diesem kurzen Moment, in dem der Vogel für ihn sang, dreihundert Jahre auf Erden verstrichen waren.

Die Theologen sagen, im Paradies ist die Zeit aufgehoben, weil jeder Moment mit allem angefüllt ist, was wir uns nur wünschen können. In der Hölle hingegen vergeht die Zeit nie, weil dort absolut nichts geschieht: Denn ohne Hoffnung ist alles nur noch hoffnungsloses Warten. Carl Gustav Jung erinnert sich an folgende Episode. Einmal blieb sein Onkel mitten auf der Straße stehen und fragte: »Weißt du, wie Gott die Sünder bestraft?« – Jung schüttelte den Kopf. – »Er zwingt sie zu warten«, sagte der Onkel und ging weiter.

Dornröschens hundertjähriger Schlaf: Spielt er sich in der Hölle ab oder im Himmel? In ihrem Schloss vergeht die Zeit nicht, was an die Hölle erinnert. Würde sich ihr Schlaf aber im Himmel zutragen, so könnte sie niemals erwachen, denn dies würde eine Unterbrechung der ewigen Gegenwart bedeuten, ein Aussetzen jenes gesegneten Status quo, in dem die Prinzessin für immer schön ist, für immer unschuldig. So wie sie sich die vielen heiratswilligen Prinzen wünscht. Wird ihr Schlaf doch in Höllenzeit gemessen, würde im Moment des Erwachens alle Schönheit und Unschuld zerfallen. Dann würde ein sie wach küssender Prinz sie wieder unter das Joch der Zeit zwingen, und Dornröschens sterblicher Körper würde in einem einzigen Augenblick all die Jahre aufholen, die in der Welt draußen vergangen sind. Ihre Haut würde Falten werfen, ihr Auge erblinden, ihre perlweißen Zähne würden ausfallen, ihr goldenes Haar ergrauen. Der schreckensstarre Prinz würde eine Frau in Armen halten, die seine Großmutter sein könnte, wenn nicht seine

Urgroßmutter. In diesem Fall wird es wohl kein Happy End geben.

Das ist vielleicht der eigentliche Sinn des Fluchs der dreizehnten Fee: nicht in Würde altern und allmählich mit den Jahren Wissen und Erfahrung ansammeln zu dürfen, dem großen Rad der Zeit nicht bei seinem langsamen Kreisen zusehen zu können. Wenn Dornröschen wieder diejenige werden möchte, die der Prinz schlafend vorfand, muss sie sich der plastischen Chirurgie unterwerfen, zu Botox, Brustimplantaten und allerlei anderen Wundermitteln Zuflucht nehmen.

Sie hat aber noch eine weitere Möglichkeit. Sie kann den Fluch wie auch die Segenssprüche zurückweisen, sie kann verzichten auf Dienerschaft, das reiche Elternhaus und den galanten Prinzen und wie Ibsens Nora und Carmen Laforets Andrea (zwei von Dornröschens Kindern im Geiste) die Tür zum verwunschenen Schloss zuschlagen. Um hinaus in die Welt zu treten mit offenen Augen.